

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

254 (29.10.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 86

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 56. Karlsruhe, Donnerstag den 29. Oktober 1908.

Von der Kunststadt in die Wildnis.

Von Mr.

Natürlich ist es Notwehr! Der Genosse A. B. hat mich durch seine Sonntagsplauderei zum Schreiben provoziert. Ein abstinenter Freund sagte mir vor einigen Tagen, daß wir uns diese Verulung nicht gefallen lassen sollten und eine „saftige“ Erwiderung bringen müßten. Das gleiche war schon im Vorjahre der Fall, wo die Geschichte mit dem „Neuen“ sich abgepielt hat. Persönlich habe ich als Abstinente nicht die geringste Veranlassung, die „sauren Säringe“ für den Kaiser zu liefern, der sich nach der wein- oder bierseitigen Stimmung mit Sicherheit einstellt und so meine ich, soll diese Freude nur ein jeder selbst bis zur Reize auskosten. Uebrigens begreife ich gar nicht, wie man sich über diese humoristische Plaudereien, die ein Genuß und Erheiterung gleichzeitig sind, aufregen kann. Wir haben das lange Jahr hindurch bis zum Ueberdruß genug an ernstem, nüchternem Stoff geboten erhalten, daß man förmlich nach einer Abwechslung verlangt. Im Interesse der guten Sache ist es notwendig — hüben wie drüben — mehr Toleranz zu üben und nicht gleich in jeder Kleinigkeit die böse Tat zu erblicken.

Uns Abstinente ist es in München nicht halb so wohl zu Mute, wie dem Freund A. B., weil wir im vornherein schon nur als halbe Menschen angesehen werden: Entweder bedauert man uns mit einem mitleidigen Lächeln oder hält uns für einfältige „Fexen“, die nicht ernst zu nehmen sind. Und dennoch hat es mir in der mit Alkohol durch und durch verweichten Nar-Stadt außerordentlich gut gefallen und nur schweren Herzens konnte ich mich von ihr trennen. Aber ich will still sein. Wenn es der Genosse August Neumann in Hamburg erzählt, daß ich im Hofbräuhaus war und dort „a Moß“ Münchner getrunken habe, dann kam ich mich auf eine Sonntagspredigt, die er in der Eigenschaft als Vorsitzender des „Arbeiter-Abstinentenbundes“ so vortrefflich zu halten versteht, gefaßt machen. Genosse R. hat mir nämlich in einem Brief haarscharf nachgewiesen, daß ich im Kampf gegen den Alkohol ein „Revisionist“ sei. Diesen Schluß zieht er aus dem Artikel: „Volkserziehung und Krankenpflegen“, den ich vor einigen Wochen in einem Lokalblatt veröffentlichte. „Kein Bier mehr trinken ist gar nichts, den Biertrinkern aber zu Leibe zu gehen, das bedeutet Alkoholgegner sein“, habe Gen. Dr. Fröhlich einmal gesagt. Unsere Ansichten gehen — so meint Gen. R. — auch sonst auseinander; er sagt: „Sie warnen vor dem Alkohol, ich propagiere sein völliges Ausschneiden“.

Da habe ich mich ordentlich in die Alkoholfrage hineingeschrieben. Ich wollte bloß sagen, wie ich ins Hofbräuhaus und zum Biertrinken gekommen bin. Schlechte Beispiele verderben oft gute Sitten und so war es auch diesmal. Im Eisenbahnwagen traf ich einen Bekannten, der ebenfalls zur Ausstellung nach München fuhr. Als wir um sieben Uhr früh dort ankamen und im Hotel für Quartier gesorgt hatten, wollte er seine Träume vom Hofbräuhaus auch gleich in die Tat umsetzen. Wie gewöhnlich, so auch da, verlangte ich ein Fläschchen Wasser. Aber da kam ich recht an! „Dös gibts bei uns sei nitt!“ meinte die Kellnerin in halb beleidigt, halb aufgeregtem Tone und brachte ohne langes Weiterfragen einfach eine Maß. „So, do hobn's!“ Run ich der Gölle doch sicher bin, dachte ich mir, kommt es auf eine Todsünde mehr auch nicht an und habe getrunken, — noch einmal — und noch einmal. . . Die verdammten Weißwürst geben aber auch so argen Durst! . . . Wie es geschmeckt hat? Es war fürchterlich kalt, weiter weiß ich nichts mehr. Der Nebel — im Hofbräuhaus natürlich! — war zu dicht, um alles unterscheiden zu können. Zur Ruhe habe ich mich verpfichtet, dem Gewerkschaftskartell B. einen Vortrag zu halten über: „Arbeiterbewegung und Alkoholismus“.

Lustig und gemüthlich ist es in diesen Münchener Bierkellern, wenn man in ästhetischer Beziehung auch nicht auf seine Rechnung kommt.

Die Kunststadt München ist von anderer Seite geschändert worden. Warnen möchte ich bloß vor der Besichtigung des Schlosses Nymphenburg. Man ärgert sich nur, wenn man da hineingeht. Da kommt ein Sakai und übernimmt die Führung. Der Kerl, der ebenso einfältig als eingebildet ist, deklamiert mit automatischer Sicherheit die Namen der Bilder und was sie vorstellen, herunter, drängte uns von einem Raum in den andern und in 12 Minuten waren wir wieder in der frischen Luft. Was wir da gesehen haben?? . . . Mein Begleiter und spätere Freund, der Großkaufmann J. J. Bierbaum aus Milwaukee (Nordamerika) war schlauer. Als ich ihn fragte, was wir alles gesehen haben im Schlosse Nymphenburg, zog er in aller Seelenruhe ein Bündel Ansichtskarten aus der Tasche, die er sich gekauft halte, so daß wir auf der Fahrt zur Ausstellung, ohne gedrängt zu werden, die Schönheiten und Kunst dieses Schlosses bewundern konnten; der Besuch im Glaspalast am nächsten Tage war eine Entschädigung dafür, was wir vorher entbehrten.

Des Räthels Lösung, warum es mir gerade in München so gut gefallen hat, ist aber ganz wo anders zu suchen als in den Bierkellern oder den Kunsttempeln. Im Hotel Germania, wo wir logierten, hat das Zimmermädchen, die Zenzl, ein feines, anständiges Randmädchen, es mir angetan, daß beinahe der ganze Plan meiner Reise in die heimatlichen Alpen gescheitert wäre. Die scharfen braunen Augen im ernstesten Gesicht und die liebevolle Art ihres ganzen Wesens hat einen ganzen Flammenherd in meinem Innern entfacht. Es war keine bloße Leidenschaftlichkeit! Und weil ich auch ganz genau wußte, daß ich ihr mehr war als bloß Zimmer Nr. 29, hatte ich es mit in allem Ernst — so wie es die Junggefallen immer machen — überlegt, ob ich nicht lieber bleiben und der lieben alten Mutter in der Heimat einfach mitteilen sollte, daß ich „umständehalber“ die Heimreise um ein Jahr verschoben muß. . .

Das Pflichtgefühl war doch stärker als die Liebe. Das Hotel lag noch in tiefem Schlaf, als ich mit klopfendem Herzen zum Bahnhof ging. Der Abschied wäre zu hart gewesen. — (Schluß folgt.)

Arbeiter und Flugmaschinen.

Wir leben im Zeitalter der Luftschiffahrt. In allen Kulturländern der Erde werden Versuche gemacht, die Luft sich untertan zu machen, das alte Schweben der Menschheit, frei wie der Vogel durch die Lüfte zu schweben, der Erfüllung näher zu bringen. Lenkbalkone starren und halbstarren Systems, Drachen- und Schraubenflieger werden allerorten, zum Teil mit recht großen Kosten, gebaut und zu vervollkommen gesucht. Das ist belannt.

Nicht belannt ist aber, daß sich rings auf dem Erdenrund jedenfalls noch eine ganz bedeutende Anzahl Menschen, zumeist Arbeiter, oder sagen wir unbemittelte oder nur schwach bemittelte Leute mit demselben Problem beschäftigen, von deren Arbeiten, Ideen, Gedanken der Mittelwelt nichts belannt wird, aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Mittel haben, ihre Ideen zur Ausführung zu bringen. Das Kapital aber, und vornehmlich das deutsche Kapital, ist für Pläne, die noch nicht greifbar realisierbar sind, nicht zu haben. Solange der Erfolg noch nicht sicher vor Augen steht, solange die Dividende nicht mit mathematischer Sicherheit berechnet werden kann, solange ist kein Kapitalist zu bewegen, Mittel zur Unterstützung irgend einer neuen, unbekanntem Idee zu bewilligen. Und das ist dann der Grund, warum so manche Idee wieder in Vergessenheit gerät, der Erfinder wird, nachdem er in jahrelangen Bemühungen nur taube Ohren und verschlossene Türen gefunden hat, resigniert und verzweifelt zuletzt an seinen eigenen Ideen, während unter Umständen die Ausführung dieser oder jener Idee die

Sparfam. „Na, Sie fahren ja heute den ganzen Tag auf der Elektrischen!“ — „Du ich auch! Zu Hause ist großes Neuenmachen, im Wirtshaus kostet's Geld und hier bin ich abonniert.“

Literatur.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, Paul Singer) ist soeben das 3. Heft des 27. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Von altpreussischer Sparsamkeit. — Die Vorgänge auf dem Vulkan. Von Paris. — Die Präsidentschaftswahl und die Parteien in den Vereinigten Staaten. Von Agneron Lee. (Schluß.) — Jugend und Bildung im Protektorat. Von Richard Berner (Brandenburg). — Literarische Rundschau: F. v. Neikstein Urgeschichte der Ehe. Von C. G. Stein. Gustav Hennig, zehn Jahre Bibliothekarbeit. Von Bernhard Schuster. — Zeitschriftenchau.

Vom „Wahren Jacob“ wird die 22. Nummer des 25. Jahrganges in den nächsten Tagen erscheinen. Aus ihrem Inhalt erwähnen wir die beiden farbigen Bilder „Friedensballlet“ und „Einzug in Liebenberg“ sowie die weiteren Illustrationen „Epithubenmoral“, „Die bevorstehende internationale Konferenz“, „Die Macht des Glaubens“, „Dringende Bitte“, „Der deutsche Steuerzahler als moderner Nazepa“, „Zweifel“, „Eine Gewissenfrage“, „Schmerzschick“, „Patriotische Propaganda“, „Der Fremdling“, „Vorteilhaft“, „Der Sargfabrikant“, „Der Kanalarbeiter“, „Sparsamkeit“ und „Zweierlei“. Der tägliche Teil der Nummer bringt Gedichte und außer zahlreichen politisch-satirischen Prosa-Beiträgen noch die Großstadt-Skizze „Opfer“ von Paul Enderling. Der Preis der 16 Seiten starken Nummer ist 10 Pf.

„Kindergarderobe“, Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 57. Dieses Blatt, das einen großen doppelseitigen Schnittmusterbogen und 5 Gratis-Beilagen enthält, bezweckt die Selbstankfertigung der Kinderkleidung und des Kinderspielzeugs ebenso wie die Unterhaltung und Belehrung der Kleinen.

Lohn, Preis und Profit. Vortrag, gehalten im Generalkongress der Internationale am 26. Juni 1885 von Karl Marx. Uebersetzt von G. Bernstein. Frankfurt a. M., 1908. Verlag Buchhandlung „Volkstimme“, Maier u. Co., 46 Seiten. — Im Verlauf der volkswirtschaftlichen Kurse, welche die Frankfurter Parteigenossenschaft während des letzten Winters veranstaltete, stellte sich heraus, daß eine Hauptarbeit von Marx den Arbeitern noch nicht genügend zugänglich gemacht worden ist. Es handelt sich um den Vortrag über volkswirtschaftliche Grundbegriffe, den Marx 1865 vor Mitgliedern der jungen Internationale in London hielt und durch den er sie von den ihnen noch anhaftenden Resten bürgerlicher Anschauungsweise mit Bezug auf Lohn, Preis und Profit in beständiger Diskussion mit gegnerischen Einwänden in 14 Abschnitten zu befreien suchte. Der Vortrag hat außerdem den großen Vorzug, auf alle die gewerkschaftlichen Fragen einzugehen, die als Probleme der Lohn- und Preispolitik mehr als je auch die deutschen Gewerkschaftsorganisationen beschäftigen. Deshalb hat unser Frankfurter Parteiverlag die Abhandlung nach der Bernsteinschen Uebersetzung im Jahrgang 1897/98 der „Neuen Zeit“ zum erstenmal als Broschüre in gediegener Druckausstattung zu ganz billigem Preise herausgegeben und damit eine Lücke in unserer Agitationsliteratur, sowie in den Buchausgaben der Marx'schen Schriften ausgefüllt. Die Ausgabe eignet sich ganz besonders als Grundlage für volkswirtschaftliche Bildungskurse und zur Verteilung an die Teilnehmer solcher Veranstaltungen.

Die Neue Musik-Zeitung in Stuttgart sendet uns die Nr. 1 ihres 30. Jahrgangs zu. Diese Ziffer spricht allein schon für die Eigenschaften des allgemein belannten und beliebten Blattes, dessen Entwicklung man in den letzten Jahren mit Freude und Interesse verfolgen konnte. Die Neue Musik-Zeitung hat es verstanden, sich auf populärer Grundlage eine führende Stellung im öffentlichen wie vor allem auch im häuslichen Musikleben zu sichern. Sie bietet dem gebildeten Laien ebenso Stoff wie dem Fachmann. Wir können diese gediegene populäre Zeitschrift auch wegen des äußerst billigen Preises von 1,50 M. für 6 Nummern im Quartal jedem gebildeten Musikfreunde mit gutem Gewissen empfehlen. Probenummern versendet kostenlos der Verlag von Carl Grüniger in Stuttgart.

Es werde Licht. Monatsblätter zur Wahrung freierwilliger Interessen auf allen Gebieten. (Verlag D. Th. Scholl, München.) 40. Jahrgang. Preis pro Heft 40 Pf., jährlich 12 Hefte 4,25 M.

und auch der Vorstube des dortigen Stadtrats, Oberluz, gibt dieses in einer führenden Pariser Zeitung offen zu. Die sogenannten „Duddelei“ kommt nicht ins Stoden, so daß die Straßenübergänge unauffällig verbaricadert sind. Dazu kommen die Straßenhändler und die Annoncenverteiler, die Fahrdamm und Bürgersteig mit einer Flut schmutzigen Papiers überschwemmen. Auch die Vorgärten der Cafés und die Schaufenster gewisser Läden spielen hinsichtlich der Verunreinigung eine große Rolle. Leider aber steht ein materielles Bedenken der Besserung dieser Zustände entgegen, da die Stadt für das Recht, öffentliche Wege zu Handelszwecken zu benutzen, eine Jahresrente von 1 000 000 Francs bezahlt, auf die man nicht verzichten möchte.

Appell statt Verbot! Der erste Anblick, der dem Besucher öffentlicher Gärten, Museen, Bibliotheken und dergleichen in Deutschland und anderwärts zuteil wird, ist gewöhnlich ein schon in seiner äußerlichen Aufmachung geschmackloses Plakat, das dem Besucher in mehr oder weniger kategorischer Sprache anzeigt, wie er sich während seines Aufenthalts an dem betreffenden Orte zu verhalten habe. Sehr oft sind es lafonisch kurze Verbote, gewürzt mit Strafanforderungen und Paragraphen, die der biedere Besucher als Vorpeise zu schlucken hat, ehe er sich dem ungeführten Natur- oder Kunstgenusse hingeben darf. Daß dadurch ein besonders wohlthätiger Einfluß auf die Stimmung des ästhetisch Fühlenden ausgeübt wird, läßt sich nicht behaupten. Es geht in der Tat auch ohne solche Winke mit dem Dreschflegel. Als musterhafter Versuch kann z. B. folgende Inschrift auf einer bescheidenen Tafel gelten, die ich im städtischen Park zu Brüssel gesehen habe und die in deutscher Uebersetzung lautet:

„Die Büume, Sträucher und Blumen geben uns Schatten, sie sind die Zierde und die Schönheit der Landschaft; sie zu beschädigen, hieße sich selbst ein Unrecht zufügen.“

Durch Erkundigung an Ort und Stelle konnte ich feststellen, daß dieser Appell an die Vernunft und das Gemüt nicht weniger wirksam ist als paragraphengeplackte Verbote. Ein solches Vorbild verdient weitestgehende Nachahmung.

Die Frau mit dem guten Geruch. Eine russische Dame, Fräulein Behrendt, erwirbt wöchentlich etwa 300 Mark in dem eigentümlichen Beruf der Proberiecherin. Zwei Stunden täglich ist sie für diese Bezahlung im Dienst einer großen russischen Parfümfabrik tätig. Zu dieser Tätigkeit gehört ein außerordentlich gutes Geruchsvermögen, das bei Fräulein Behrendt in so hohem Grade entwickelt ist, daß man ihr die Parfüms zum „Proberiechen“ anvertraut, die für den Gebrauch der Königin von England bestimmt sind; das kostbarste hierunter ist das Lieblingsparfüm der Königin, eine Weichenseife, von der ein Fläschchen von noch nicht 30 Gramm Inhalt 10 Pfund, also 200 Mark, kostet.

Aus den Witzblättern.

„Meggendorfer Blätter.“

Kasernenhofblüte. Unteroffizier (zum Rekruten, der unbeweglich am Querbaume hängt): „Na, Müller, Sie wollen uns wohl das starre System vor Augen führen!“

Erklärung. „Vater, was hast denn dös: Eulen nach Athen tragen?“ — „Na, dös is' ungefähr a so, als ob du dir a Fassel Bier ins Hofbräuhaus mitnehmen täst!“

Wozu er gut ist. „Einen Mann duldet ihr also immer in eurer Frauenversammlung?“ — „Ja, der muß das Hoch auf die Damen ausbringen.“

Boshaft. „Die auffallende Dame dort drüben ist, glaube ich, eine Schauspielerin?“ — „Ja, aber sie spielt keine Rolle.“

Ein guter Appetit. „Du, sag' einmal, wozu trägt denn der Rechnungsrat Wampel täglich einen Handkoffer mit ins Bureau?“ — „Da hat er sein Gabelstübli drin!“

Druckfehler. Der Arzt verordnete dem Kranken täglich drei Pulen.

Stoßfänger. „Was lassen Sie denn Ihren Sohn studieren?“ — „Alles, aber er studiert nichts!“

Betreffende Sache, lassen wir einmal die Luftschiffahrt, um ein wenig Bedenkliches gefördert hätte. Auch ich beschäftige mich seit 10 Jahren mit dem Problem der Luftschiffahrt, aber ich gehöre auch zu denjenigen, denen die Mittel zur Durchführung der Idee fehlen und ich gehöre weiter auch zu jenen, die bis jetzt vergeblich versucht haben, Mittel zur Durchführung ihrer Idee von irgendwelchen kapitalkräftigen Leuten zu erhalten.

Und darum will ich nun den Schritt an die Öffentlichkeit wagen, einmal, weil auf diesem Wege sich doch vielleicht ein Idealist unter den Kapitalisten finden möchte, der einige Tausender an eine vorläufig noch nicht bewiesene und noch nicht rentable Sache zu opfern bereit wäre, zum andern aber, weil ich nicht wünsche, daß das, was ich im Laufe der Jahre erdacht und erforscht habe, der Vergessenheit anheimfallen soll.

Der Schraubenflieger ist das Luftschiff. Nur er und sonst keiner wird einst und vielleicht schon in absehbarer Zeit das Luftmeer beherrschen. Ein stolzes, kühnes Wort und doch, wie leicht ist es zu beweisen. Daß man vermittels Luftschrauben ein Fahrzeug in die Höhe heben kann, ist durch praktische Versuche erwiesen und wenn es nicht erwiesen wäre, würde ich einfach daran erinnern, daß es möglich war, mit Luftschrauben den Zepplinschen Kolof mit einer relativen Geschwindigkeit durch die Luft zu treiben; warum sollten diese Luftschrauben, d. h. wenn sie entsprechend konstruiert sind, nicht auch wirken, wenn sie in vertikaler Richtung angewendet werden? Es gibt nichts, das auch nur den geringsten Zweifel rechtfertigen würde, daß Luftschrauben in vertikaler Richtung nicht ebenso gut wirken werden, wie in horizontaler. Nur eines ist es, das mich vielleicht unrichtiger Konstruktion, von weiteren Versuchen mit Schraubenfliegern abgehalten hat. Das ist die Absturzmöglichkeit im Falle des Versagens des oder der Motore. Gerade dies wird aber nach meiner Idee zur Unmöglichkeit. Bei meinen Luftschrauben greifen die einzelnen Flügel derselben mit ihren Enden übereinander und können außerdem in ihrer Schrägstellung bis zum vollständigen Schluß verändert werden. Bei etwaigem Motordefekt würden also die aufstrebenden Luftschrauben geschlossen, sie bilden dann jede für sich eine geschlossene Fläche, wirken als Fallschirm und ein Abstürzen wird zur reinen Unmöglichkeit.

Aber noch mehr. Auch nach Erreichung irgend einer gewünschten Höhe können die aufstrebenden Schrauben geschlossen und deren Bewegung abgestellt werden. Aus dem Schraubenflieger wird nun ein Aeroplan und solange das Fahrzeug mit genügender Geschwindigkeit vorwärts getrieben wird, wird es sich in der einmal gegebenen Höhe halten.

Ein derart konstruiertes Fahrzeug ist das Ideal eines Luftschiffes. Unabhängig von jeder Bitterung steigt es auf und ab, hält sich nach Belieben des Führers in der Höhe, die ihm am günstigsten erscheint; es hat keine Gasverluste und hat weder Sonnenstrahlung noch Abkühlung zu fürchten. Kurzum, es ist jederzeit fahrbereit und es wird auch ganz bedeutende Geschwindigkeiten erzielen können, da es der Luft fast keinen Widerstand bietet.

Und schließlich etwas, was auch nicht ganz nebensächlich ist. Es ist mit verhältnismäßig geringen Kosten herzustellen.

Der hundertste Teil vielleicht dessen, was das Zepplinsche Luftschiff kostet, von der Gasfüllung abgesehen, genügt wahrscheinlich zur Herstellung eines solchen Schraubenfliegers und darum meine ich auch, daß es unendlich traurig wäre, wenn eine Idee, deren Durchführbarkeit an der Hand von Plänen und Zeichnungen zur Evidenz nachgewiesen werden kann, nur darum zugrunde gehen müßte, weil es an den armseligen Mitteln zur Ausführung fehlt.

In einer Zeit, da die ganze Welt das Problem der Luftschiffahrt auf die verschiedenartigste Weise zu lösen versucht, ist es wohl auch nicht unangebracht, wenn man demjenigen seine Unterstützung angebotet läßt, der dieses Problem auf dem einfachsten Wege löst.

Die einfachste Lösung ist jedesmal die genialste gewesen.

Singen a. G., im Oktober 1908.

M. Riedlinger, Mechaniker.

Entfremdung.

Als sie sich heirateten, waren sie beide jung, beide unreif, beide lebensunflug. Sie hatten beide noch nichts weiter erlebt, als eine unfreundliche Jugend, eine strenge

Schule, eine dauernde Not, ein erzwungenes Arbeiterleben in der Fabrik, eine kurze lodernde Liebe. Dies wenige hatte sie nicht sehr tief, nicht sehr weise, nicht sehr glücklich gemacht — aber es hatte ihre Ansichten von Welt und Leben gleichförmig gemacht, hatte ein verwandtes Gefühlsleben bei ihnen bewirkt, hatte sie auf gleicher geistiger Entwicklungstufe gehalten. Als die Liebe kam, fand sie bei ihnen viel Ähnliches, viel Gleiches und die Ehe wurde von beiden geschlossen in dem seligen Glauben, daß eine unzerstörbare Sympathie ein Leben lang aushalten müsse.

Aber heute steht der Mann hier und die Frau dort. Die kurze lodernde Liebe ist vergessen, die gleiche Grundlage des Lebens ist nicht mehr da. Das Leben hat die beiden nicht zusammengehalten; es hat sie auseinander geführt. Und heute ist die Entfremdung offenbar und nicht mehr zu beseitigen.

Und warum? Weil der Mann noch eine Entwicklung erlebt hat und die Frau nicht. Der Mann hat Welt und Leben noch kennen gelernt, die Frau hat abseits gesehen von Welt und Leben. Der Mann hat gesehen, gelernt, gedacht, die Frau hat geforgt, geweint, gebetet. Der Mann hat welterlösende Gedanken in sich hineingetrunknen, die Frau hat sich an Nachbarinnenklatsch und Zeitungsgewäsch genährt. Der Mann ist längst über die Enge seines Berufs hinausgewachsen, er ist Vertrauensmann, Agitator, er wird sicher noch wachsen an Einfluß und an Tätigkeitsumfang; die Frau ist geblieben, wozu die Ehe sie gemacht hat: das Hausmütterchen, die Sorgenmutter, die Hausarbeiterin.

Es gibt unter den proletarischen Ehen viele, die diesen Fluch tragen: daß der Mann durch seine Einführung in das politische Leben oder die gewerkschaftliche Tätigkeit ungemein gewachsen ist in seinen Interessen und seiner geistigen Betätigung, und daß die Frau in den besten Jahren ihrer Entwicklung immer gebunden und immer vollauf beschäftigt durch Hausarbeit und Kinder, weit, weit hinter dem Manne zurückgeblieben ist. Und hätte sie später, als sie freier wurde, noch genug Elastizität haben sollen, um dem Manne nachzustreben? Oder hätte der Mann die Liebe und die Geduld haben sollen, sie nachzuziehen? Wer will einem von ihnen den Vorwurf der Schuld zuwälzen? Und die Entfremdung war ja doch schon so groß...

Die Entfremdung wird nicht immer in jeder solchen Ehe deutlich gespürt. Aber deswegen besteht sie doch in so traurig vielen Ehen. Und der Mann mag sein Herz lange vor der bitteren Erkenntnis verschließen: aber er leidet doch unter dem Mangel eines mitarbeitenden, mitdenkenden Wesens im eigenen Hause. Er leidet mehr unter der Entfremdung als die Frau, denn als der Höherstehende kann er besser absehen, wie groß die Kunst ist, als der Weiterblickende fühlt er öfter, wie wenig er verstanden wird. Er hilft sich schließlich mit Schweigen, aber ab und zu wird seine Sehnsucht zu bitterem Groll und zu ungerechter Verachtung. Und wenn er in Versammlungen hört und in Büchern liest, daß die Frau eine Kameradin des Mannes werden soll, da lächelt er bitter; er glaubt nicht an diese Zukunftsmusik.

Es ist eine müßige Frage, ob für den das Leid der Liebe größer ist, der in jungen Jahren in ungestillter Sehnsucht herumläuft und schließlich auf das Liebesglück mit einem gleichstehenden Weibe verzichten muß, oder für den, der in unreifer Jugend sich ebunden hat und dann doch den Weg durchs Leben hindurch einsam bleibt. Groß ist das Leid in jedem Falle und wundervolle Kräfte, die nur im Glück der Liebe und der Gemeinschaftlichkeit sprossen können, gehen in solcher Resignation zu Grunde.

Es ist auch eine müßige Frage, wieviel der einzelne Mann und die einzelne Frau hätten tun können, um die Entfremdung zwischen sich aufzuhalten. Wo die Lebensverhältnisse, die Berufsverhältnisse Mann und Weib so weit auseinanderführen, da müßte viel Liebe und viel Energie entgegenarbeiten. Und wer will die von müden und von abgebehten Männern verlangen? Die Gegenwartswort wird zu einer heißen Forderung an die Zukunft, daß sie für Mann und Frau gleiche Entwicklungsmöglichkeiten schaffe und nicht mehr immer die eine an die enge Not des Hauses festbinde, wenn der andere sich

hinauszuwagen kann zu reinerer Erkenntnis und edleren Begehren.

Inzwischen aber mögen wir uns jeder Gelegenheit freuen, die Männer und Frauen zu gemeinsamer Arbeit zusammenführt. Und wenn es nichts weiter ist, als daß in Zukunft Männer und Frauen von derselben Organisation umschlossen sind, daß sie die gleichen Vorträge hören, die gleichen Beratungen anstellen, daß sie den Abend zusammenhocken im Verein, statt getrennt in Küche und Wirtsstube: es ist doch ein kleines Mittelding dazu, daß es fortan ein bißchen weniger Entfremdung zwischen Mann und Frau gibt, daß die Frau in die weitere Welt des Mannes hineinwächst.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Esperanto-Stiftungsfest. Man schreibt uns: Am 15. Oktober war ein Jahr verfloßen, seit sich in Leipzig der Verband Deutscher Esperantisten gebildet hatte, nicht etwa um andere, schon bestehende Esperanto-Vereine oder Verbände zu bekämpfen oder zu verdrängen, sondern um unter Aufzeichnung politischer und religiöser Angelegenheiten die Weltsprache zu verbreiten und einzuführen. Schon am Gründungstage konnte der V.D.E. 66 Esperantisten aus 12 verschiedenen Orten Deutschlands zu Mitgliedern zählen. Am 18. b. Ms. feierte man der V.D.E. im goldenen Saal des Hotels „Stadt Nürnberg“ in Leipzig sein erstes Stiftungsfest, zu dem sich Esperantisten aus den verschiedenen Orten Deutschlands eingefunden hatten. Nach einer in Esperanto gehaltenen Ansprache des Vorsitzenden wurde der Geschäftsbericht veröffentlicht, aus dem hervorgeht, daß der Verband jetzt an 167 Orten Deutschlands Mitglieder besitzt, gewiß der beste Beweis dafür, daß die Arbeitsweise des V.D.E. überall den Beifall der deutschen Anhänger des Esperanto findet. Außerdem hat der V.D.E. noch in Oesterreich, Ungarn, Rußland, Norwegen und der Schweiz, Mitglieder. Die Kasse schließt bei 937,12 Mark Einnahmen, und 861,99 Mk. Ausgaben mit einem Bestand von 75,73 Mk. ab. Als Vorstand für das zweite Verbandsjahr wurden einstimmig und debattelos die Herren Redakteur Fritz Stephan als Vorsitzender (Wiederwahl), Fritz Klöpfer als Schriftführer, Kaiserlicher Rechnungsrat, E. Zehe, Dr. Koch, Zahnarzt Scholz, Redakteur Lütke, Redakteur Wendrich, O. Wühling, A. Andra, O. Rehold I, O. Rehold II und Chemiker Scholz als Beisitzer gewählt. Wie bekannt, versendet die Anstaltsstelle des V.D.E. in Leipzig Carolinenstraße 12, gegen Einzahlung der Selbstkosten von 15 Pf. in Briefmarken an Interessenten eine Esperanto-Lehrbuch zum Selbstunterricht portofrei, dem unjensehr eine größere Verbreitung zu wünschen ist, da der von der Esperanto-Anstaltsstelle eventuell erzielte Gewinn ausschließlich der Esperantobewegung zugute kommt.

Gegen den Alkohol.

Die Gewerkschaften in Stettin haben den Kartellauschuß beauftragt, sich mit der Leitung der Ortsgruppe Stettin des D. A. A. B. in Verbindung zu setzen, um Vorschläge auszuarbeiten zur Förderung der Abstinenzbewegung. In dieser Sitzung wurden 4 Anträge formuliert, die der Kartell-Versammlung am 2. September vorgelegt wurden: 1. Die Herausgabe eines Flugblattes an sämtliche Gewerkschaftsmitglieder (16 000). 2. Die jährliche Abhaltung einer öffentlichen Gewerkschaftsversammlung mit der Tagesordnung: Die Schäden des Alkoholismus. 3. Die Anschaffung der Wandtafeln von Dr. Holtscher und von Reichelbaum. 4. Die Gewerkschaften aufzufordern, in ihren Kreisen Vorträge über die Alkoholfrage halten zu lassen. Diese Vorschläge wurden nach längerer Debatte einstimmig angenommen.

Statistisches.

Unsere Großstädte nach ihren Geburten und Todesfällen. Eine verdienstvolle Zusammenstellung hat Dr. Karl S. Singer im Statistischen Amt der Stadt München unternommen, nämlich der Geburten und Sterbefälle in deutschen Groß- und Mittelstädten in dem Zeitraum von 1891 bis 1906. Zu dieser statistischen Erhebung sind 82 Städte mit mehr als 50 000 Einwohnern, darunter nur zwei außerdeutsche, nämlich Wien und Zürich, mit einer Gesamtbevölkerung von etwa 18½ Millionen herangezogen worden. Bei der Betrachtung der einzelnen Daten ist zunächst die teilweise starke Abnahme der Geburtenziffer in

die Augen fallen, mit d. h. in starkem Maße von 22,4 auf 20,0 herabgegangen ist. Von andern deutschen Großstädten fand sie in Berlin von 22,4 auf 24,9, in Hamburg von 26,6 auf 25,9, in Leipzig von 40,6 auf 28,9 usw. Dagegen ist die Geburtenziffer annähernd auf gleicher Höhe geblieben in süd- und südwestdeutschen Großstädten, wie Straßburg, Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt a. M., Nürnberg usw. Auffallend hoch sind die Geburtenziffern in den mit slavischer Bevölkerung durchsetzten industriellen Orten, wie Bochum mit 44,3 v. T., Königshütte mit 47,0, Gelsenkirchen mit 49,5, Borsdorf mit 53,0 v. T. Der Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle war am höchsten in Gelsenkirchen mit 30,3, am niedrigsten in Braunschweig mit nur 8,1 v. T.

Die Sterblichkeitsziffer zeigt besonders in einigen Großstädten einen recht bemerkenswerten Rückgang, so in Breslau von 29,2 auf 21,2 v. T., in Chemnitz von 29,0 auf 18,7, in München von 27,6 auf 18,0, in Hamburg von 23,4 auf 15,3, in Charlottenburg von 20,1 auf 12,1 usw. In diesen Ziffern findet man die schweren Opfer ausgedrückt, die von den Städten für Kanalisation, Wasserleitung, Parks, Plätze und sonstigen Wohlfahrtsanrichtungen gebracht werden. Die Säuglingssterblichkeit beträgt allerdings noch vielfach über 20 v. T., aber auch hier ist ein deutlicher Rückgang zu verzeichnen. Von der Herabminderung der Zahlen der an Lungenschwindsucht Verstorbenen sagt S. i. n. g. e. r.: „Die Daten liefern einen erfreulichen Beweis von den Erfolgen, die im Kampf mit der Tuberkulose in den letzten Jahren erreicht wurden“. Ebenso ist die absolute Zahl der verstorbenen Lungenschwindsüchtigen im ganzen trotz der Zunahme der Einwohnerzahlen zurückgegangen. In 62 Städten mit 10,2 Millionen Bewohnern starben 1893 30 796 Personen an Tuberkulose, dagegen 1906 in 82 Städten mit 16,5 Millionen Einwohnern nur 30 865 Personen. Es ist zu wünschen, daß die nüchternen und doch beglückenden Ziffern der Geburten- und Sterblichkeitsstatistik deutscher Städte als ein Aufruf wirken mögen, in den Werken der Gesundung und Verschönerung unserer Städte, in den Arbeiten zur Erhaltung und Steigerung der Lebensfähigkeit und Luchtigkeit ihrer Bewohner nicht zu erlahmen. Solch ein Appell wird sehr wirksam sein, wenn man hinzusetzt, daß die Sicherheit aller materiellen Güter nur durch die Gesundheit des Volkes bedingt ist.

Allerlei.

Der Palast des reichsten Mannes der Welt. Aus Newyork wird geschrieben: John D. Rockefeller ist endlich in sein neues Palais am Pocantico Hill in Newyork eingezogen. Der Bau hat die stattliche Summe von vier Millionen Mark verschlungen und Rockefeller hofft, in seinem neuen Palais vor den ihm so unerwünschten Belästigungen sicher zu sein. Aus diesem Grunde hat er den Bau in gewissem Sinne labyrinthartig anlegen lassen. Versteckte Stiegen und wiederum solche, die vor einer Mauer enden, unterirdische Gänge, Falltüren, unsichtbare Tore im Mauerwerk sollen ihn von den lästigen Besuchern von Witzkellern und ungeliebten Freunden schützen. Von seinem Arbeitszimmer führt ein unterirdischer Gang nach dem Spielzimmer seiner Enkel und durch einen andern unterirdischen Gang und zwei durch Bäume und Mauerwerk unsichtbare Tore kann er unbenutzt sein Haus verlassen. Der das Haus umgebende Garten ist mit äußerster Pracht ausgestattet. Die 6000 Ader große Fläche enthält Golf-Greens, Tennisplätze, einen wunderbaren See mit Kanälen, eine Reitbahn und einen mit allen Geräten ausgestatteten Turnplatz. Außerdem hat Rockefeller seine eigene Hausfeuerwehr und eine Dampfprize sowie seine Hauspolizei, die gleichsam seine Garde ist. An dem neuen Bauwerke wurde seit dem Jahre 1905 gearbeitet.

Der kleinste Star. Nicht größer als ein Kolibri ist der Star, den man zurzeit in einer Schaustellung in Aschaffenburg bewundern kann. Trotdem der Star vollständig ausgewachsen ist — er ist vierzehn Monate alt — mißt sein Körper nur einen Zoll und von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende ganze drei Zoll. Als wäre er ein „Großer“, wagt er sich an die größten Würmer heran und mit großem Ingrim pickt er mit seinem Schnabel gegen jeden, der ihm etwa solch fetter Beute entziehen will. Nach seinem Tode wird der Star als kleinster Vogel der Welt ein englisches Museum zieren, das ihn für einen namhaften Preis erstanden hat.

Das unsaubere Paris. Ueber die Rückständigkeit von Paris, hinsichtlich der Reinlichkeit, ist schon sehr viel gesagt worden